

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 77 (1983)
Heft: 21

Artikel: Die Gebärde in der Gehörlosenarbeit [Schluss]
Autor: Ammann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-924970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie geht's?

Diese Frage hört man alle Tage. Es ist zu einer Gewohnheit geworden, bei einer Begrüssung auch gleich zu fragen: «Wie geht's?» Das tut man, weil es jeder tut, es gehört zum guten Ton. Ich muss aber gestehen, dass ich nicht zu den höflichen Leuten gehöre, die alle den gleichen Papageienschnabel haben und jeden fragen, wie es gehe. Ein Papagei spricht das, was er täglich immer wieder hört. Er hört es so oft, bis er es schliesslich auch nachsagt. Das Warum denkt der Papagei nicht mit, weil er nicht selbständig denken kann.

Ich möchte, verzeihen Sie, behaupten, dass die Frage: «Wie geht's?» die Denkfaulheit und das Lügen geradezu fördert. Die meisten Leute fragen, weil ihnen nun mal nichts anderes einfällt, und zwar ohne jedes wirkliche Interesse an der anderen Person. Ich habe oft erlebt, wir zum Beispiel jemand in einer Gruppe Personen, einer nach der anderen, die Hand gab, grüsste, «wie geht's?» fragte und – ohne wirklich die Antwort abzuwarten – schon die nächste Person grüsste, grinste, «wie geht's?» usw. Hauptsache, man hat irgend etwas Höfliches gesagt, denken ist dabei nicht nötig. Es ist bequemer, die Leute als Masse zu behandeln, statt den einzelnen als ein Individuum zu betrachten. Zum anderen erwartet man meist auf diese obligate, abgedroschene Frage das gleiche abgedroschene «Danke, gut!». Ob diese Antwort nun wahr ist, interessiert einen herzlich wenig. Haupt-

sache, man hat irgend etwas gesagt. Findet sich wider Erwarten inmitten bequemer Gewohnheit plötzlich einer, der die Blödsinnigkeit besitzt, einem mitzuteilen, wie es ihm wirklich geht, reagiert der harmlose Fragesteller fast betroffen. Es ist ihm dann peinlich, und er muss jetzt Mitgefühl aufbringen; kann er das nicht, muss er heucheln. Er ärgert sich und überlegt, ob sein Gegenüber tatsächlich so beschränkt sei, diese alltägliche Frage ernst zu nehmen, oder ob das ein Mensch sei, der bei jeder Gelegenheit über alles mögliche gerne klagt. Schnell überlegt er sich, wir man sich – möglichst höflich – aus dieser unerwarteten Situation ziehen kann.

Man mag mich für ungehobelt halten, wenn ich nie frage: «Wie geht's?», wenn es mich nicht wirklich interessiert. Und man mag mich für arrogant halten, wenn ich jemanden auf seine allzuhäufig angebrachte, dauernd gleich gleichgültige Frage eine dumme Antwort gebe. Ich glaube aber, die dumme Antwort hat so mancher Fragesteller wirklich verdient. Ich bin allerdings der Meinung, wenn man jemanden gern hat, mit ihm befreundet ist und es einen wirklich interessiert, wie es ihm geht, dann ist es schon angebracht, teilnahmevoll zu fragen: «Wie geht's?». Es sollte der Anfang zu einem Gespräch von Mensch zu Mensch sein und nicht zu einer billigen Höflichkeit degradiert werden. Das wäre sehr schade.

Inge Blatter

Wir betrauern

Andreas Senn sel., Räfis

Als wir vor wenigen Wochen noch so froh beisammensassen und dann Abschied nahmen, deutete nichts darauf hin, dass so bald wieder ein treues Mitglied aus unserer Mitte gerissen würde.

Am 22. September wurde Andreas Senn, 74jährig, in Buchs zur letzten Ruhe gebettet. Sein Hinschied kam für uns alle überraschend. Andreas Senn war ein treuer Besucher unserer Gottesdienste und Zusammenkünfte. Er war klein von Gestalt, still, aber immer aufmerksam. Wir sehen ihn in Gedanken noch heute auf seinem grossen «Stahlross» daherradeln.

Die Schule besuchte er in St. Gallen. Andreas war immer ein Freund der Natur und der Berge, und er unternahm oft Wanderungen. In der Familie seines Bruders fand er gute Aufnahme und ein geborgenes Daheim.

Unsere Gehörlosenfamilie wird immer kleiner. Wer weiss, wer der nächste sein wird? Wir werden unserem Andreas ein gutes Andenken bewahren. Er ruhe in Frieden!

Trudi Möslle

platz, in unserer Familie, wenn möglich in einen Kameradschafts- oder Freundeskreis. Das können wir nur über die Sprache dieser Gemeinschaften: «über die Lautsprache».

Die *Fingersprache* ermöglicht vielleicht ein grösseres Wissen – ein Mehr-Wissen. Wenn ich aber die kostbare Schulzeit für das Erlernen der Fingersprache einsetze, reduziere ich die Lehrzeit für die Lautsprache. Diese ist aber so vielfältig grammatikalisch schwer, dass ich nie zuviel Zeit dafür aufwenden kann und bis in die oberste Stufe daran ausbauen muss.

Als ich vor 40 Jahren in unserer Fachschrift von einem sogenannten Wunderfall in Deutschland las, wo ein Taubstummenlehrer einen Gehörlosen völlig ausserhalb der Schule in der Fingersprache so unterrichtet habe, dass mit 15 Jahren ein sehr grosses Wissen erreicht worden sei, wollte ich die Angelegenheit an Ort und Stelle selbst prüfen. Als ich in jener Grossstadt in die betreffende Familie kam, war nur gerade die Hausfrau zu Hause. Sie begrüsste mich freundlich und sagte: «Ach, Sie kommen wegen unserem Taubstummen. Bitte gehen Sie zu ihm in seine Stube!» Als ich ihm meinen Namen sagte und nach seinen Personalien fragte, kam keine Antwort, er staunte mich bloss mit geöffnetem Mund an. Als die Frau wieder eintrat, sagte sie: «Ach Gott, ich habe ja ganz vergessen, mit dem kann nur mein Mann sprechen!» Als dann der Taubstummenlehrer, ein sehr lieber und gütiger Mann, nach Hause kam, begann ein Gespräch über die Fingersprache, von dem ich gar nichts verstand. Ich musste dann feststellen, dass dieser junge Mann nur mit dem betreffenden Lehrer, aber nicht mit seinen Eltern und Geschwistern, nicht mit Kameraden (er hatte gar keine!) und nicht mit Fremden «sprechen» konnte. Wie soll er nun später eingegliedert werden, sich weiter fortbilden, Freuden und Nöte mitteilen? Vor Jahren kam ein gehörloser Japaner nach dem Studium in Amerika auf der Heimreise in unsere Schule. Er war über die Fingersprache ausgebildet worden. Er gab zu, dass in seiner Heimat «niemand» mit der Fingersprache verkehre. Er müsse mit Hörenden und Gehörlosen vor allem über die Schrift verkehren. Der *Schweizerische Gehörlosenbund* fordert also in seinen Thesen die *schulische Ausbildung der Gebärde*. Das ist unbedingt abzulehnen, denn sie entwickelt sich im täglichen Schülergespräch von selbst.

Die Gebärde in der Gehörlosenarbeit Schluss

Das ist und bleibt der entscheidende Vorgang, der aber leider auch beim besten Ausbau nicht immer gelingt. Es gibt immer Gehörlose, die – zentral bedingt – sprachlich ganz unbegabt sind. Wie hörende Sprachgebrechliche (Agrammatiker) haben sie eine sehr schlechte Engrammbildung, ein sehr schlechtes Sprachgedächtnis oder einfach kein Lautsprachgefühl. All diese Gehörlosen stützen sich dauernd auf die einfachere und bildliche Gebärdensprache. Solche Kinder gibt es in den meisten Klassen. So kommt es dann, dass auch Gehörlose, die gut formulieren können, mit diesen Kindern gebärden müssen. Darum wird dann neben der Schule, beim Spiel und im freien Gespräch, wenn die Gehörlosen unter sich sind, gebärdet. Diese Schüler sprechen dann, meist durch die Gebärdenform geprägt, *agrammatisch*! Da geht der ganze Mensch mit: Gehirn, Mund, Mimik, Arme, Hände und Finger. So wird wohl in den meisten Schulen gebärdet!

Der Gehörlose muss die Lautsprache über das Absehen aufnehmen. Das Ablesen ist aber viel, viel schwerer, komplizierter und wird durch viele hindernde Momente wie schlechte Kieferstellung, Schatten, zusätzliche Mundbewegungen und unbekannte Dialekte noch erschwert. Dazu kommt, dass die Laute der dritten Artikulationsstelle (g – ng – ch – k – nk – r) vom Hörenden ohne weiteres verstanden werden, vom Gehörlosen aber nach den Lauten «i – u – ue – e – oe – ei – au» unmöglich differenziert werden können. Wenn ich zum Beispiel sage:

«Ich komme von Liegnitz», kann der Gehörlose verstehen (ablesen): Ich komme von Lingniz, Ligtiz, Linkniz, Liechtnitz, Lirnitz, Licktiz usw. Entweder muss ich die Laute der dritten Artikulationsstelle durch die *Lautgebärde* mit dem Zeigfinger und Daumen (z.B. bei «ng» ein Hinweis auf die Nase) andeuten, charakterisieren oder dann auf alle Fälle aufschreiben. Ich möchte betonen, dass wir in der Schule und im freien Gespräch ohne die Lautgebärde nicht auskommen können und dass jeder Gehörlosenlehrer die *Lautgebärden* spielend und mechanisch anzuwenden fähig sein muss. Dadurch wird die Absehbareit wesentlich verfeinert, das Schulgespräch in den oberen Klassen fliessender und der Stoffumfang stark vergrössert. Beide Hilfsmittel (Lautgebärde und Schrift) werden aber auch im Erwachsenenalter bei der Aufnahme von neuen Begriffen und fremden Namen eine grosse Hilfe sein.

Der *Schweizerische Gehörlosenbund* schreibt in seinen Thesen unter 2: «Unter bestmöglicher Schulung ist eine ganzheitliche Ausbildung zu verstehen, d.h. mit Lautsprache, Gebärde, Fingeralphabet, Artikulationshilfe, Hörtraining.»

Es gibt auch einzelne Gehörlosenlehrer, die quasi als «Schulfach» die Gebärde und die Fingersprache verlangen. Ich lehne die beiden Forderungen nach den Thesen «Gebärde und Lautsprache» ab. Wir wollen doch die möglichst vollwertige Einordnung und Eingliederung einer kleinen Minderheit in einen möglichst grossen Kreis unserer Umgebung, an unserem Arbeits-

Jede Mutter wird mit ihrem gehörlosen und laut-sprachlosen Kind über die Gebärde und die Mikromik Kontakt finden. Meistens werden dann nach und nach die Gebärden mit einfachen Silben und einfachen Worten (z.B. Mämmäm) verbunden. Das Kind merkt bald einmal, wenn man Mämmäm «sieht», gibt es zu trinken. Das ist dann die Zündung für das Ablesen weiterer Wortbilder. Mit 2 bis 3 Jahren werden bereits mehr oder weniger Gebärden als Sinnträger verstanden. Das taube Kind wird auch mit Zunge und Lippen spielen und plappern. Wenn das hörende Kind anfängt, die «gehörten» Laute mit dem Sinn zu verbinden, bleibt das gehörlose Kind bei der Geste und Gebärde. Wenn das hörende Kind anfängt zu «sprechen», wird das gehörlose verstummen. Die betreffende Mutter wird immer mehr vor Rätsel gestellt, und es wird oft längere Zeit dauern, bis sie merkt, dass das betreffende Kind nicht hört. Diese Feststellung wird dann meistens zu einer grossen Belastung. Die meisten Mütter werden aber die Geste und Gebärden weiterhin gebrauchen und ganz spontan selbst solche bilden, weil sie merken, dass sie auf diesem Wege mit dem Kinde in Kontakt kommen können (lieb, nein, komm, essen, schlafen usw.)

Noch vor zirka 60 Jahren blieben die tauben Kinder bis zum 7. oder 8. Lebensjahr den meist schwer belasteten Eltern allein überlassen. Ohne jede fremde Hilfe mussten die Eltern selbst einen Weg zum Kinde finden, wohl meist nur über die Gebärde. Es gab aber Kinder von ganz einsamen Bauernhöfen, die beim Schuleintritt nur über ganz wenige Gebärden verfügten und vom Absehen überhaupt keine Ahnung hatten. Klar ist, dass bei den gehörlosen Kindern die Gebärde zur Muttersprache wird, so wie bei den Hörenden der Dialekt des Elternhauses. Während früher erst beim Eintritt in die erste Klasse die Artikulation begann und dann am Ende der ersten Klasse sämtliche Laute entwickelt wurden, geht man heute schon früh zum Arzt, beginnt mit der Frühberatung und schickt die

Kinder in den Kindergarten. Obwohl man so früh als möglich mit der ersten Lautwortbildung beginnt, wird auch im Kindergarten die Gebärde ein Hauptsinnträger sein müssen. Wenn die Gebärde verboten würde, wäre die Gesprächsmöglichkeit sehr klein. Das Kind könnte nur wenig aufnehmen und nur wenig ausgeben. Es müsste intellektuell zurückbleiben und eventuell psychisch gehemmt werden.

Man muss sich aber bewusst sein, dass das hörende Kind mit 5 Jahren bereits die Grundlage für eine grammatisch richtige Lautsprache besitzt, während der Gehörlose mit den Einzelwörtern nur eine von der Gebärde geprägte Satzform hat, in dieser Form denkt, formuliert und kundtut.

Das hörende Kind: Die Schokolade ist nicht gut.
Das taube Kinde: Schokolade – gut – nein.

Das hörende Kind: Wohin gehst du?

Das taube Kind: Du – wo?

Je länger das Kind die Gebärde mit einzelnen Wörtern begleitet, die Gebärdeform also der Hauptsinnträger ist, um so mehr mechanisiert sich diese agrammatische Sprachform.

Für die Schule ist klar, dass ich als Lehrer in der ersten und zweiten Klasse und zum Teil noch in der dritten und vierten Klasse gewisse Mitteilungen über die Gebärde machen oder einzelne Lautsprachsätze mit der Gebärde ergänzen muss. Auch auf der Mittelstufe wird es immer wieder Situationen geben, in denen ich ein unbekanntes Wort oder eine unbekannte Form mit der Gebärde ergänzen muss. Ich darf aber niemals mehr die Gebärde als allgemeines Mitteilungsmittel benutzen oder gar als Schulfach fördern. Wenn ich das tun würde, wird auch der Oberschüler oder Jugendliche und dann der Erwachsene in der Gebärdensprache denken, formulieren und schreiben. Sie würden dann auch agrammatisch schreiben. Wenn die Hörenden aber solche agrammatischen Briefe und Schreiben von ihnen unbekannten Gehörlosen lesen, haben sie die Meinung, die Schreibenden seien geistesschwach.

Dr. h.c. H. Ammann



Es wird eingekauft für die «Zuhausegebliebenen».



En Guete...

Hier warteten wir auf das Schiff und vergnügten uns in den Grottos.

Am folgenden Tag ging's auf den Monte Bré. Das ist ein herrlicher Aussichtspunkt. Doch vor uns lag noch ein weiter Weg. Auf holperiger Strasse gingen wir dem Val Colla zu. Unsere Marschroute verlief lange im Wald. Die Wegkreuzungen waren sehr schlecht angeschrieben. Wir mussten unser Ziel «auf eigene Faust» suchen. Einige Male hiess es umkehren, denn der breite Weg verlief im Nichts. Als sich der Wald nach Stunden lichtete, da erblickten wir die spitzen Zacken der Berge. Sie erinnerten uns an die Dolomitenspitzen, die wir letztes Jahr sahen. Mit müden Beinen und recht erschöpft erreichten wir am Abend den Erholungsort Sonvico. Von hier ging's mit dem Postauto zurück nach Lugano.

Am Mittwoch hiess es früh aufstehen. Wir wollten mit dem Postauto nach Miglielia fahren. Wir warteten am Bahnhof, aber kein Auto kam. Bei der Nachfrage auf der Information vernahm ich, dass dieses nur auf Bestellung zum Bahnhof hinauffahre. Davon stand im Fahrplan nichts geschrieben. «Was machen wir nun?» Rasch entschlossen bestiegen wir ein Taxi und fuhren in das gewünschte Dorf. So waren wir vor dem Postauto dort, denn dieses machte einen grossen Umweg. Das Unglück war behoben! Mit dem Sessellift erreichten wir mühelos den Monte Lema. Hier genossen wir die Rundschau bis hin zur Monte Rosa und zum Gotthard. Peter war damit noch nicht zufrieden. Er wollte noch mehr sehen und bestieg kurzentschlossen den Gipfel. Wir stärkten uns bei einem Znünikaffee. Dieser tat wohl, denn der lange Kretenweg Richtung Monte Tamaro verlangte von uns einige Anstrengungen und besonders Schwindelfreiheit. Doch alle kamen gut an. Über die Alp Mageno ging's zurück ins Tal hinunter ins Dorf Breno. Mit dem Bus legten wir das letzte Stück Weg nach Lugano zurück.

Tessiner Wanderferien in der Umgebung von Lugano

Auf Wunsch einiger eifriger Wanderer führte ich auch dieses Jahr wieder Wanderferien durch. Diese verliefen wie in den Jahren zuvor sehr friedlich und in froher Stimmung.

Bei bedecktem Himmel verliessen wir Luzern. In Lugano angekommen, sahen wir ebenfalls nur einen bedeckten Himmel, woraus es jederzeit hätte regnen können. Unsere Stadtbesichtigung verlief ohne grosse Regenschauer. Als wir zurück im Hotel waren, entleerte sich der Himmel. Es goss und goss, so dass wir uns nicht mehr vor die Hoteltür wagten. Schon bald setzte dann ein heftiges Gewitter mit Sturmböen, Hagel, Blitz und Donner ein. Dieses dauerte fast ohne Unterbruch bis am Sonntag morgen. Der Himmel zeigte sich noch immer grau. Aber schon bald kamen die ersten Sonnenstrahlen. Nach dem Gottesdienstbesuch erfreuten uns ein blauer Himmel und warmes Wetter.

Wir besuchten dann das bekannte Tessiner Dorf Gandria. Auf dem Weg dorthin erlebten wir einige Überraschungen. Die Parks waren voll von abgerissenen Ästen und Blättern. Der Blitz hatte in einige alte, mächtige Bäume eingeschlagen. Diese lagen kreuz und quer über den Spazierwegen. Emsige Stadtgärtner waren am Säubern. Das war harte Arbeit. Nur allzuoft musste mit Sägemaschinen manch dicker Baumstamm zersägt werden. Erst dann konnte dieser Baum abtransportiert werden. Auch im See hatte es viel Schlamm und Schutt, vermengt mit grossen Baumstämmen. Das lange Gewitter hinterliess traurige Spuren!

Auf dem Weg nach Gandria besuchten wir erstmals ein Grotto, um unsern Hunger zu stillen. In

dieser Atmosphäre fühlten wir uns glücklich. Es gab so richtig Ferienstimmung, obwohl die Tessiner Spezialitäten nicht serviert werden konnten. Der Ofen dieses Grottos war durch Blitzschlag unbrauchbar geworden.

Gandria klebt an einer Felswand des Berges Bré. Die Häuser reichen bis zum Luganersee hinunter. Sie ähneln Pfahlbauten! Eingegässchen, meistens Treppen, führen zwischen den Häusern durch. Ein schöner Anblick und ein herrlicher Ausblick auf den See brachten uns zum Staunen.

Der nächste Tag führte uns auf den Monte San Salvatore und auf dem Höhenweg nach Carona, einem schmucken Tessiner Dörfchen, das noch ganz im alten Stil erhalten ist. Die Ziegen, Esel, Hühner, Hasen usw. wurden bewundert, ebenso die Schmiede des Dorfes. Hier kann jeder Besucher etwas finden! Es sind alles Dinge, die früher gebraucht wurden und gerne als Andenken mit heimgenommen werden. Die Häuser mit den kleinen Fenstern sind überall mit Geranien geschmückt. Hier konnten wir zusehen, wie gewoben, gesponnen und gezwirnt wird. Das sind alte Handwerke, die Seltenheitswert haben.

Nach Carona ging's weiter auf holperigen Wegen. Immer links von uns der Luganersee mit dem Monte Generoso und Serpiano auf einer Terrasse. Es war ein heisser Tag, und der Weg nach Morcote war lang. Hier besuchten wir die berühmte Kirche und den Friedhof mit den weltbekannten Grabdenkmälern. Dann gingen wir die Treppe hinunter bis an den See und zu den schönen, kühlen Arkaden (= Verkaufsläden unterhalb der Häuser unter vielen Rundbögen).